

Ein Straßenmülleimer mit Zigarettenasche und Kippen und darauf die faltige und gespreizte Hand einer Frau mit künstlichen langen Nägeln, die auf den ersten Blick wie eine Vogelkralle aussieht. Es ist eines der ersten Bilder der Serie »Of Lions and Lambs«, die Benita Suchodrev 2019 in Blackpool, dem Seebad an der Westküste Englands machte. Bereits ein Jahr zuvor hatte die in der Sowjetunion geborene, in die USA ausgewanderte und heute in Berlin lebende Fotografin den Vergnügungsort der Arbeiterklasse besucht und sich dem krassen gesellschaftlichen Gegensatz zwischen der Armut der Gestrandeten und Depravierten sowie der reichen Klientel erstmals in der Serie »48 Hours Blackpool« gewidmet. Nun sind Bilder aus beiden Serien in der Fotogalerie in Friedrichshain zu sehen.

Rummelbesucher, Familien mit Fast Food auf der Promenade, die sich in das saisonale Getümmel stürzen. Es ist hier nicht die bürgerliche Klasse, die auf der Kirmes Ablenkung vom Alltag sucht. Überhaupt zählt Blackpool zu den ärmsten Orten in einem England, dessen Armut seit Thatchers Deregierungspolitik ab den 1980ern mit Privatisierung landesweit extrem zugenommen hat. Hier ist das Resultat eines neoliberalen Umbaus der Gesellschaft zugunsten der Reichen klar und deutlich zu erkennen. Da helfen auch keine Amüsiermeilen, Freizeitparks mit Karussells und Achterbahnen sowie Imbissbuden, was auch Benita Suchodrevs Kamera nicht entgangen ist. Tom, der stadtbekannt »Birdman«, der trotz Verbot die Tauben füttert, präsentiert sich offen der Fotografin mit seinem Rollkoffer, in dem er wohl das Vogelfutter mit sich führt. Andere Aufnahmen mit Straßenszenen sind sehr spontan und deutlich mit schräger Perspektive aufgenommen und aus der Hüfte geschossen, wie Suchodrev erzählt. Zwei im Flug miteinander kommunizierende Möwen, der neugierige und ernste Blick eines Kindes, der stiernackige blanke Schädel mit dem »England«-Tattoo, die skeptische Mimik einer rauchenden Frau, umarmt von ihrem Freund vor einem Geschäft, der traurige Gesichtsausdruck eines Travestiestars auf der Kleinkunstbühne und dann die wohlhabendere Klientel bei Schampus auf einem Maskenball im glamourösen Palais.

Es sind Szenen, die alle, ausdrücklich von der Fotografin gewollt, ohne



Blackpool: Wo am Abend die Zigarettenkippen auf den Mülleimerdeckeln locken

Der verfermte Teil

Das Leben in der Vorhölle: Benita Suchodrevs Fotoausstellung »Of Lions and Lambs« in der Fotogalerie Friedrichshain.

Von Matthias Reichelt

Bilddetails erklärungslos gezeigt werden. Das Publikum soll in den Bildern lesen, sie genau betrachten und sich einen eigenen Reim darauf machen. Den richtig tragischen Geschichten widmet sich Benita Suchodrev immer frontal und zeigt die Protagonisten – wie den oben erwähnten »Birdman« – en face. Ob in der Suppenküche für Arme oder in den Gesichtern der Obdachlosen auf der Straße, hier findet Suchodrev die Kehrseite der schnellen Vergnügungen zur Ablenkung vom Alltag.

Hier gibt es keinen falschen Schein, kein Talmi oder gar Prunk. Hier ist das Leben in der Vorhölle gestrandet, ausgehalten mit Almosen oder den Erlösen für die Dienstleistungen des ältesten Gewerbes an den Körpern der Freier. Sehr berührend ist die drogenabhängige Prostituierte, die Suchodrev Audienz gewährt, ihr buchstäblich mit offenen Armen von sich

erzählt und sich dabei porträtieren lässt. Da sie während des Besuchs der Fotografin mehrere Freier abwimmelte, wurde sie von ihr finanziell für den entgangenen Lohn selbstverständlich entschädigt.

Benita Suchodrev, die auch in den Genres Porträt und inszenierte Fotografie, zum Beispiel in Zusammenarbeit mit einer Klasse der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch, beeindruckende Arbeiten vorzuweisen hat, wirft mit ihrer dokumentarischen Fotografie einen harten unverstellten Blick mit Schwarz-Weiß-Aufnahmen auf gesellschaftliche Wirklichkeit, ohne jegliche Tendenz zur Harmonisierung, und reißt sich damit in ein Genre ein, das aktuell eher von männlichen Kollegen wie zum Beispiel Michael Dressel, Boris Mikhailov oder Miron Zownir geprägt ist. Oft wird dieser Fotografie Voyeurismus vorgeworfen. Kritiker

müssen sich aber die Gegenfrage gefallen lassen, wie denn über diese von vielen ausgeblendete Wirklichkeit berichtet werden soll, wenn die Kamera nicht die Menschen zeigen darf, die meistens übersehen werden. In den Bildern von Suchodrev blicken die Protagonisten selbstbewusst in die Kamera der Fotografin, die ihnen mit Respekt begegnet. »Die dokumentarische Arbeit ist für mich wie meine Leidenschaft für Film, und die inszenierte Arbeit ist wie meine Leidenschaft für Malerei«, erzählte Suchodrev 2018 der Kollegin Bahareh Ebrahimi vom ND und fügte hinzu: »Bei der einen spielt das Licht die prominente Rolle, bei der anderen das Leben.«

- Benita Suchodrev: »Of Lions and Lambs«, Fotogalerie Friedrichshain, bis 28. Juni 2024
- <https://fotogalerie.berlin>

Die ironische Interpretin

Weltstar aus der DDR:
Zum 100. Geburtstag
der Sängerin und
Schauspielerin
Gisela May

Es war ein sozialdemokratisches Elternhaus, in das Gisela May am 31. Mai 1924 in der »Lotte«-Stadt Wetzlar hineingeboren wurde. Sie erwies sich schnell als musikalisch und verliebte sich in ihren Klavierlehrer, der 1943 als Widerstandskämpfer von den Nazis hingerichtet wurde. Auch ihr geliebter Bruder Ulrich wurde ihr durch den Krieg genommen, Ereignisse, die die May fürs Leben prägten.

Dass sie ein starkes, aber lange nicht genutztes Talent zum Schreiben hatte, mag dem väterlichen Einfluss geschuldet sein. Ferdinand May war Sozialarbeiter in Hessen, bevor er in Leipzig u. a. für Agitpropgruppen und Kabarets arbeitete. In der Nazizeit musste die Familie Hausdurchsuchungen und Vernehmungen über sich ergehen lassen. In den fünfziger und sechziger Jahren schrieb er mehrere Romane. Doch für Tochter Gisela stand

das professionelle Schreiben (das sie später als Autorin der *Weltbühne* und von zwei Büchern ausübte) an letzter Stelle. Sie wollte Schauspielerin werden und nahm noch während des Krieges Unterricht. Nach Engagements in verschiedenen Großstädten des Ostens kam sie 1951 ans Deutsche Theater (DT) Berlin, ehe sie 1961 für drei Jahrzehnte Mitglied des Berliner Ensembles wurde und ihren Weltruf als Brecht-Interpretin (u. a. »Die Tage

der Commune«, »Schwejk im Zweiten Weltkrieg«, »Mutter Courage und ihre Kinder«) begründete.

Als Chansoninterpretin und Brecht-Sängerin hatte sie kein geringerer als Hanns Eisler für eine Matinee des DT entdeckt und auf diesem Weg gefördert. Bald trat sie damit in vielen Ländern auf und wurde einer der wenigen Weltstars aus der DDR. Sie war im sowjetischen, im US-amerikanischen und italienischen Fernsehen zu Gast, erhielt in Frankreich den Grand Prix du Disque, kam in Filmen aus Ungarn und Frankreich auf deutsche Bildschirme zurück. Hier war sie seit den fünfziger Jahren als Charakterdarstellerin zu sehen, in Stücken von Helmut Sakowski und Bruno Apitz, von Tennessee Williams und Heinrich Mann.

Zu ihrer Vielseitigkeit gehörte, dass sie ihre Darstellungen oft mit Ironie würzte, schon in den fünfziger

Jahren in Satiren der »Stacheltier«-Reihe im Kino auftrat, später urkomisch in drei verschiedenen Rollen bei den »Drei reizenden Schwestern« mitmischte, heitere Chansons von Tucholsky und Hollaender darbot und auf der Bühne des Metropoltheaters für mehrere Spielzeiten im Musical »Hallo, Dolly!« spielte.

Dass die Genossin in der Bundesrepublik von Studenten im Hamburg der sechziger Jahre vor antikommunistischen Anfeindungen geschützt werden musste, ist heute ebenso vergessen wie ihre umjubelten Auftritte bei den Olympischen Spielen in München oder vor der UNO in New York. Doch die 2016 verstorbene Künstlerin sollte nicht nur als tüdelige Mutter von Evelyn Hamann in der langlebigen Krimipersiflage »Adelheid und ihre Mörder« (1993–2007) in Erinnerung bleiben. Vor allem ihr Einsatz gegen Dummheit und Reaktion wäre mit Brecht heute noch gefragt: »Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch!«

F.-B. Habel

Das Meer teilen

Die Lambrini Girls in Berlin



Dass der Konzertraum des Berliner Urban Spree zum Ende des Gigs der Lambrini Girls am Mittwochabend noch so voll sein würde wie zu Beginn, war keineswegs ausgemacht. Hatte sich das Hamburger Molotow erst zwei Tage zuvor doch zur Hälfte geleert, nachdem Sängerin und Gitarristin Phoebe Lunny die Ansage gemacht hatte, alle, die sich mit der Band nicht auf ein »Free Palestine!« einigen könnten, sollten sich schnellstens verpissen. In Berlin verpissste sich niemand. Was vielleicht auch an der entschärften Version der Ansage lag. Man habe verstanden, dass hierzulande wegen »German guilt« und so die Situation eine andere sei als in anderen Ländern. Leute, die anderer Meinung seien, seien also willkommen, sofern sie etwas lernen (»getting educated«) wollten, ohne aggressiv zu werden. Das passte schon etwas besser zum Anspruch der Band, ein »Safe Space« für alle sein zu wollen.

Dafür, dass das erste Album der Lambrini noch aussteht, hat das Trio aus Brighton bereits viel Wind gemacht. Auch am Mittwoch. More Rock hätte es aber geben können, wenn less talk gewesen wäre – wie das geht, hatten die zwei Sisters Peppi und Mela der Berliner Vorband Cava erfreulich gezeigt. Da die Lambrini Girls über ihre Songtexte hinaus viel zu sagen haben, hielt sich das Verhältnis von Musik und Agitation in etwa die Waage. So wurde durchaus ein »Safe Space« geschaffen für die zahlreich anwesende LGBTQIA+-Community in der Crowd, die kräftig animiert wurde, Präsenz zu zeigen. Rief Lunny »Hey, you got a nice ass!«, antworteten die Leute: »Fuck you!« Die weiteren Mitmachmätzchen machten auch fast alle mit. Eine gute Show inklusive Crowdsurfing.

Die mir allerdings besser gefallen hätte, wären die Animationsparts etwas flüssiger integriert worden. In der Hocke sitzen und ein- und ausatmen fühlt sich auch dann unbotmäßig unrockig an, wenn beim Ausatmen geschrieben wird. Will Frontfrau zum Surfen auf die Hände der Crowd steigen, könnte das auch in unter zwei Minuten klappen. Und wer beim Performen hardcoremäßig in die Menge will, sollte zuvor nicht immer wie Moses das moshende Meer teilen, sondern einfach rein da. Findet jedenfalls die hier schreibende olle Cis-Hete, die vielleicht einfach nicht mehr Bescheid weiß, wie der nicht heteronormative Konzerthase heute zu hüpfen hat.

Norman Philippen